

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 256.

Dienstag, 2. November

1926.

Die zwölf Nächte.

(20. Fortsetzung)

Roman von Otto Goldmann.

(Nachdruck verboten.)

Sogar das Gesicht Fischers, des sonst so gelassenen Kommissars Fischer, verfärbte sich vor Wut. „Teufel noch einmal! Es wird ja immer toller. Wir suchen dieses Frauenzimmer wie die Stecknadel im Heuhaufen. Wo steckt sie in der Zwischenzeit? Bei Ihnen, Wladyn! Und sein hat sie die Sache diesmal gemacht!“

Dem ungarischen Kriminalisten fielen die spöttischen Worte des alten Pecog ein: „Ob Mary, die Unglückliche, noch in dem geraubten Bett schläft?“ Wiederum hatte der mit allen Wassern gewaschene Kriminalist Pecog den Nagel auf den Kopf getroffen, noch ohne Näheres zu wissen. Natürlich war Kitty Wood im Bunde, ein Mitglied der Gannerbande, und hatte diesen frechen Raub ausbaldowert.

„Wiege Maier, Alara Obst, Kitty Wood alias Mary Walker und so weiter . . . dreizehn Einbrüche, dreizehn Namen!“ brummte der Kommissar.

„Was heißt ‚alias‘?“ wollte Lady Cadell wissen. „Das klingt so kriminell. Mary hat sich auf eine Annonce gemeldet . . . Gott, wenn ich sie nur mit ins Konzert genommen hätte! Aber ihre Migräne mußte sehr stark sein . . .“

„Außerordentlich stark, diese Migräne!“ nickte Dr. Binger. Er war zerstreut, die von dem Beamten mitgebrachten Polizeihunde winselten vor dem Haus. „Wenn ich nur etwas fände . . .!“ Mit den Händen in den Taschen ging er aus dem Zimmer, in dem nur noch der erbrochene Geldschrank in der Ecke und ein gewisser, duftender Damenhandschuh auf dem Boden waren. Er schritt durch alle Räume. Jede Tür war beschädigt, ihr Schloß geschmolzen. Zumal der Geldschrank unten bewies, wer die Diebe waren. Die eine Seitenwand aus stärkstem Stahl war verschwunden, wie in die Luft geblasen. Dort war das Fach mit den indischen Juwelen. Kitty Wood, alias Mary Walker, war gut unterrichtet. Sie hatte den Dieben natürlich die Haustür geöffnet.

Ob man so gründlich gewesen, auch die Palmen aus dem nahen Gewächshaus mitgehen zu lassen?

22. Kapitel.

Die Schildkröte.

Als Dr. Binger durch den nächtlichen Garten der Villa schritt, wäre er beinahe gefallen. Mit einem unterdrückten Fluch richtete er den Strahl der Taschenlampe auf das Hindernis, um aufzulachen.

Eine riesige Schildkröte war es. Die hatten die auf jeden Wert erpichten Diebe übersehen, weil sie — zufällig selbst auf nächtlichen Raub ausgehend — das große abseits des Weges stehende Terrarium verlassen. Während in der Villa indische Edelsteine geraubt wurden, hatte sich die beinahe 2 Meter lange, schwerfällige, alte Dame neben dem Springbrunnen mit einigen beschneiten Pflanzen und Kreeben begnügt.

„Dein Glück, Freundin!“ lächelte Dr. Binger. „Ich wette, du wärest sonst morgen Abend Ragout oder Turtle soup, die bei Schildkröten nicht ungewöhnliche Seelenwanderung . . .“

Sinnend stand er dann vor dem verwaisten Terra-

rium, um einen Jubelruf auszustoßen. „Heureka!“ Ob er endlich auf den Schatzzug gekommen war, der die Diebe der Zwölf Nächte samt ihrer Königin matt legen mußte?

„Nun fehlt nur noch eins . . . der Deckel . . .“ Suchend blickte er sich um, ah, das Gewächshaus . . . Mit langen Schritten verschwand er in seinem Innern.

Als er wieder das Zimmer betrat, in dem sich der Handschuh der spöttischen, siegesfähigen Dina Reimers befand, machten die Beamten große Augen.

Dr. Binger trug mit einem verblüfften dreinblickenden Schutzmantel eine schwere Last.

Die Behausung der Schildkröte, das Terrarium. Darin hockte einer der Polizeihunde, und der Deckel des gläsernen Gefängnisses — eine große Glasplatte — sah luftdicht, war an den Rändern sorgfältig mit Kitt verschmiert.

„Hm“, meinte der Kommissar. „Länger als eine halbe Minute“ dürfte die brave Thella nicht mehr zu leben haben . . .“

„Es dauert nur zehn bis zwanzig Sekunden“, haßte der andere, riß den Deckel mit einem Ruck auf, warf den Handschuh einer schönen Frau in den Glaskasten, fuhr mit dem Handballen über den noch feuchten Kitt und bat den anderen Träger, jetzt möglichst schnell auf die Straße zu eilen. „Und möglichst weit! Wissen wir doch nicht, wie stark die chemische Imprägnierung der Türschwelle und Fensterbänke in die Entfernung wirkt . . .“

„Sind das noch Menschen?“ jammerte Lady Cadell und tauschte mit Fifi einen empörten Blick. Wir werden jetzt ein Hotel aussuchen, und du brauchst in keinem Glaskäfig zu ersticken, mein süßer Liebling.“

Mehrere hundert Meter weit hefte Dr. Binger den stolpernden Schutzmantel. Bis er an dem matten Blick des eingesperrten Hundes sah, daß es Zeit war, ihn zu befreien und zur Vollendung seines Meisterstückes aufzupeitschen.

Wieder wurde der Deckel hochgerissen. Thella entsprang hastig ihrem Gefängnis, mit einem Fegen Leder im Maul. Der Hund hatte in der Zwischenzeit Rache an diesem Objekt genommen, dem er sicher die qualvolle Einschliefung verdankte.

Kommissar Fischer langte keuchend an. „Hatte schon Angst, Sie in der Stadt mit einem toten Hund zu finden . . . Noch gut abgelaufen. Was nun? Soll der Spaß weitergehen?“

„Jetzt wird es ernst.“ Dr. Binger knöpfte sich den Mantel zu. Der Nachtwind begann eifrig zu wehen. War doch der strahlende Sommer vorbei. Herbstliche Blätter rieselten hernieder. Stidender Nebel lag auf den Feldern, wab im nahen Walde um Stamm und Strauch gespensternde Gestalten. Der Mond war schlafen gegangen. Auch von den anderen Himmelslichtern verlöschte eines nach dem anderen, ward von düsteren Wolken eingehüllt . . .

Dr. Binger fröstelte zusammen. Ob es nur Minuten oder noch Stunden dauern würde, bis zwei funkelnde Augensterne ihren triumphierenden Glanz einbüßen,

schwere Lider sie verhüllen würden? Die Augen einer Dina Reimers . . .

Er hatte Angst vor dieser letzten Auseinandersetzung. Weil er, der Mann, beim Siege über eine schöne Frau einen heimlichen Stich in der linken Brustseite verspüren würde? Der Polizeihund hatte eine Spur aufgenommen . . . Er raste förmlich an der knappen Leine . . .

Doch Dr. Binger kam bei der tollen Jagd gar nicht dazu, sich Rechenschaft über etwaige Gefühle abzulegen, geschweige denn, weichherzigen Sentiments den Vortritt zu lassen. Er war nur mehr Beamter . . .

Und dieser ließ ihn zu Beginn der Jagd rufen: „Halten Sie die Revolver bereit, meine Herren!“

Und als er am Ende der leuchtenden Jagd höflich den Hut zog, mit den Worten: „Ich werde Ihnen Handschuh dem Kriminalmuseum schenken, Fräulein Reimers . . .“ Mister Mclean, bitte die Hände über den Kopf!“ war er eisig, wie Ioeben einem kalten Bade entstieg.

Diese Worte fielen in einem verschwiegeneu Separée der Stadt. Auf dem apart gedeckten Tisch stand Sekt. Soeben eingegossen. Er prickelte und moussierte noch. Der Schein der Ampel lag verheißend auf den hüpfenden und springenden Teufelchen des süßen Weines. Ihr Schein lag aber auch staunend und unglaublich, beinahe eifersüchtig auf dem augenblendenden Glitzern und Funkeln der indischen Brillanten.

„Sind Sie Kenner, kleiner Doktor?“ lächelte Dina Reimers. Sie brannte sich gelassen eine Zigarette an, die sie einem goldenen Etui entnahm. „Oder kommen Sie gar als Käufer? Doch fürchte ich, selbst die auf meinen Kopf ausgelegte Belohnung — Sie bekommen Sie natürlich — wird nicht ausreichen . . .“ Sie besah sich in einem königlichen Gewand aus weißen Crêpe de Chine, war tief dekolliert und ihre Wangen brannten.

Dr. Binger wandte sich absehzuckend ab. Ihn interessierte augenblicklich mehr der Herr in dem gut sitzenden Smoking. „Wo ist Kitty Wood, alias Mary Watto?“

Mclean entfärbte sich, trat bestürzt einen Schritt zurück.

Dina Reimers lachte melodisch. Sie öffnete ihr goldenes Etui nochmals. „Antworten Sie doch, Mclean! Sie können ja dabei rauchen . . .“

Dr. Bingers Augen flogen von der einen Lächelnden zu dem anderen Zitternden.

„Ich verstehe“, sagte er endlich heiser. „Fräulein Reimers ist die Mutigere. Schicken Sie bitte sofort nach einem Arzt, Herr Kommissar. Mister Mclean wagt nicht den Selbstmord. Reicht Ihr Mut wenigstens zu einem Geständnis?“

Der Engländer hatte sich wieder gefaßt. Er schüttelte trotzig den Kopf. „Ich erwarte Ihre Beweise.“

„Sie sind beinahe so dumm wie Kitty“, lächelte die schöne Frau mit geschlossenen Augen. „Dr. Binger hat sie ja schon.“ Für kurze Zeit richtete sie noch einmal die großen, blauen Augen auf den vor ihr Stehenden. „Es würde mich nur noch eines interessieren: Sie haben entdeckt, daß Glas — —?“

Seine Antwort nahm die schnell aus dem Körper einer Göttin fliehende Seele nicht mehr auf.

(Fortsetzung folgt.)

Getroßt!

Hörst du den dunklen Regen tropfen
Eintönigen Gesang,
Das Leid an deine Pforte klopfen
Mit wehem Klang?

Trüb schattet Dämmer unterm Schweifen
Fahlgrauer Wolkenballen.
Du fühlst den Schmerz dein Herz ergreifen
Mit Würgekrallen.

Allein getroßt! Der leuchten Erde
Entatmet Fruchtbarkeit.
Und mit des Kummers Gramgebärde
Wirkt Kraft das Leid.

So tief es reißt, es gleicht dem Pflug,
Der Ackerhollen bricht.
Der Same, den es erdwärts trug,
Reimt auf zum Licht.

Heinrich Heis.

Der Angelhaken.

Aus dem Russischen von Minna Rubinsoll.

Der kleine Grijša wollte mit der Angel Tauben fangen, es gelang ihm aber nicht; unmutig brachte er die Angel, auf der er eine Erbsen befestigt hatte, nach der Kinderstube. In diesem Augenblick erregte ein Affe auf dem Hofe seine Aufmerksamkeit, er warf die Angel hin und lief hinunter, um sich die Vorführung in nächster Nähe anzusehen. Dunoscha, das Kindermädchen, der die Wartung des zehn Monate alten Kolja oblag, ließ das Kind allein und ließ Grijša nach. Als Mama ins Zimmer trat, bemerkte sie, daß der Kleine etwas herunterwürgte; sie stolperte über einen Gegenstand, der sich bei eingehender Besichtigung als die Angel erwies; sie untersagte einer genauen Prüfung und vermischte das Hütchen. Sofort zog sie den Schluß, daß Kolja ihn samt der zerquetschten Erbsen verschluckt habe.

„Kommt nur schnell her, schnell!“ schrie die Mutter, indem sie das Kind beim Kopfe faßte und mit dem kleinen Finger in seinem Munde herumtastete. „Gott im Himmel! Der Kleine hat den Haken heruntergeschluckt!“ rang sie verzweifelt die Hände.

Jetzt begann Kolja laut zu schreien.

„Was ist denn geschehen?“ fragte besorgt der durch das Geschrei ins Zimmer getriebene Vater. „Was ist denn eigentlich passiert?“

„Der Haken“, schluchzte die Mama, „schnell zum Doktor! Unser Kolja hat den Angelhaken verschluckt! Ach, du mein Gott!“

„Unmöglich!“ meinte der Vater.

„Hole schnell den Arzt!“ rief die Mama. Und wieder fuhr sie mit ihrem kleinen Finger im Munde des Kindes herum; Kolja würgte sich und wurde blaurot im Gesicht.

„Gebt mir das Kind!“ sagte der Vater, und riß das Kind aus den Armen der Mutter und steckte ihm seinen langen Finger in den Mund. „Der Teufel hole euch alle! Niemand kümmert sich um den Kleinen! Wo steckt denn das Kindermädchen nur wieder?“

Dunoscha eilte geschwind herbei, sie riß das Kind aus den Händen des Vaters und indem sie mit dem Säugling aus Fenster ging, damit sie besser sehen konnte, fing auch sie an, mit dem kleinen Finger Untersuchungen anzustellen.

„Holt den Doktor! Um Gotteswillen, holt schnell den Doktor!“ schrie Mama wieder und war nahe daran, das Bewußtsein zu verlieren.

Das Kind wimmerte, wand sich aus den Händen des Kindermädchens, wurde blaß und zitterte. Der Vater schlug die Tür hinter sich zu und stürzte zum Arzt.

„Warum muß das gerade bei uns passieren!“ dachte er auf dem Wege.

Jetzt erschien auch Tante Alexandra, die stets schwarz gekleidet ging, bei dem Kleinen. Sie betrauerte sich, trat zu Kolja und weinte ebenfalls.

„Versuch doch einmal, dem Hals des Kleinen mit etwas Öl einzureiben, vielleicht hilft das“, rief sie ihrer Schwägerin.

„Sehen Sie nur! Kolja hat Blut im Munde!“ rief das Kindermädchen erschreckt, indem sie ihrer Herrin den blutigen Finger entgegenstreckte.

Die Mutter riß das Kind an sich und bestig weinend legte sie es an die Brust. Das Kind trank gierig. Müde vom Weinen und der Unruhe schloß es schnell ein; man legte es ins Bett und zog die Gardinen zu.

„Lieber Gott! rette mir meinen Liebling! Strafe mich lieber“, murmelte die Mutter ganz verstört.

Der Vater kehrte unverrichteter Sache zurück. Der Arzt war nicht zu Hause gewesen; wie man ja in der Regel in dringenden Fällen die Ärzte nicht antrifft. Traurig kehrte er heim. Es schien ihm, als würde er bei seiner Rückkehr den Kleinen nicht mehr am Leben vorfinden, in Gedanken zieht er den Spieltisch auseinander, an dem er noch gestern abend einige Rubel verspielt hat, breitet ein Tisch Tuch aus und legt den Kleinen Sarg darauf, dann steigt er in den Wagen, stellt den Sarg auf seine Knie, und ohne Hut fährt er durch die ganze Stadt nach dem Kirchhof . . . und die Erdschollen rollen und fallen postend auf das kleine Körperchen. Und sein Kolja ist dahin! Wie soll er das nur ertragen! Mit Angst und Schreck blickt der Vater in das dunkle Schlafzimmer.

„Still!“ flüstert die Mutter, den Finger an die Lippen legend, indem sie den Kinderwagen hin- und herschiebt.

Das Kind ist also noch nicht gestorben . . . wird vielleicht gar am Leben bleiben! Was dann aber, wenn dieser unglückselige Angelhaken sich womöglich im Innern des Kindes festgesetzt hat und es lebenslänglich zum Krüppel macht? Ach, der Gedanke ist mehr als fürchterlich!

Papa setzt sich an den Schreibtisch, kühlt den Kopf in die Hand, und fürchtbare Bilder, eins schrecklicher als das andere, ziehen an seinem Geiste vorüber.

„Nein, er konnte einen derartigen Vorfall nicht unge-
strast vorübergehen lassen! War er doch ein Anhänger der
liberalen Erziehung. Was würden nur Fröbel und Pestalozzi
dazu sagen? Theorie bleibt Theorie, und man muß ein
großer Idealist sein, um in einem derartigen Falle von der
Notwendigkeit einer Strafe abzuweichen.“

Er sprang auf, in höchlicher Entschlossenheit griff er nach
dem Kleinen und rief Grisha.

Jetzt wurde ein Klopfen vernehmbar, Schritte erklangen
im Vorzimmer, und herein trat — Doktor Worobeischik.
Papa zog zwei Rubel aus dem Portemonnaie, steckte sie in
die linke Hand und ging dem Arzt entgegen.

„Herr Doktor! Wie gut, daß Sie endlich kommen.
Denken Sie nur: bei uns ist ein großes Unglück geschehen!
Ach, helfen Sie!“

Der Doktor besichtigte den Kleinen, fragte die Eltern
über alles Mögliche und Unmögliche aus und meinte be-
dächtig, indem er die Brauen hochzog: „Die Tatsache, daß
der Angelhaken fehlt, macht den Fall sehr ernst. In meiner
Praxis hatte ich eine ähnliche Sache — ein Kind hatte einen
Hosentopf heruntergeschluckt, jedoch der Knopf hatte in der
Mitte ein Loch, und das Kind blieb am Leben. Der Um-
stand, daß Kolia die Nahrung nimmt, beweist, daß der
Angelhaken nicht in der Kehle sitzt, sondern schon nach dem
Magen gegangen ist.“

Papa und Mama stand das Herz still bei dieser
Eröffnung.

„In solchen Fällen empfiehlt die Wissenschaft es für
rassam, den Kindern Kartoffelbrei zu geben“, antwortete
der Arzt. „Je mehr, desto besser!“

Schnell setzte sich das Kindermädchen hin und fütterte
den Kleinen mit Kartoffelbrei. Anfangs nahm das Kind
ihn gern, aber dann war er ihm zuwider und es begann zu
weinen.

„Mehr, mehr“, sagte der Vater, „der Doktor meint,
je mehr, desto besser!“

„Gib mir das Kind, ich werde ihn selbst füttern“, sagte
die Mutter, und begann, Kolia von neuem Kartoffelbrei
in den Mund zu stecken. „Iß, Liebling, iß!“

Das Kind würgte, wollte nicht mehr nehmen, strampelte
mit den Füßchen und weinte bitterlich.

„Laß mich ihn jetzt füttern“, sagte der Vater, „ich habe
eine leichte Hand.“

Und jetzt gab Papa dem Kleinen Kartoffeln zu essen.
Kolia weinte unaufhörlich. Abends trat Fieber hinzu, und
es war klar, daß das Kind schreckliche Schmerzen im Leibe
hatte. Alles im Hause drehte sich um den kleinen Patienten.
Mama und das Kindermädchen weinten; Papa ging auf-
geregt im Zimmer auf und ab und wiederholte: „Da ist's!
Jetzt wieder!“ — Und klar und deutlich stand vor seinem
inneren Auge das Bild, wie sich bei dem armen Kleinen der
gräßliche Angelhaken im Innern festgeleckt hatte und ihn
fürchterlich peinigte.

Die ganze Nacht hindurch währten die Qualen des
Kindes. Um nicht zu hören, schloß sich Papa in sein Zimmer
ein und schlief erst gegen Morgen auf dem Schlafsofa ein.
Als er erwachte, war es felsam ruhig ringsherum, und nur
im Salon vernahm er Schritte, das Murmeln des Kinder-
mädchens und ein eigentümliches Geräusch.

Papa begab sich nach dem Salon und traute seinen
Augen kaum: das Mädchen hielt in ihren Armen den völlig
genesenen Kolia. Er lächelte und schlug mit voller Kraft
mit Papas Lineal auf den Stuhl.

„Gegen Morgen gab die anädige Frau Kolia Rizinusöl
ein, und da ist ihm leichter geworden“, erklärte Dunosha.
„Den Haken konnte Madame nicht entdecken, aber die Erbsen
sah sie mit eigenen Augen.“

Mama erwachte, trank ihren Tee, Dunoshas Gesang er-
tönte, und das Leben ging seinen gewöhnlichen Gang. Das
Stubenmädchen holte den Morgenrod der Gnädigen zum
Bürsten heraus. Plötzlich stürzte es unerwartet ins
Zimmer und rief: „Sehen Sie, Madame! Hier am Saum
Ihres Kleides hängt der Angelhaken, gestern sind Sie den
ganzen Tag damit umhergelaufen!“

Alle umringten das Mädchen, um mit eigenen Augen
das Corpus delicti zu sehen. Nur Grisha schielte ängstlich
nach Papa hinüber, und verließ, ohne ein Wort zu sagen,
schleunigst das Zimmer aus Furcht vor Strafe.

Das hohe C.

Aus meinen Erinnerungen.

Von Erik Meyer-Helmund.

Grausamer als alle Raubtiere — kann ein Publikum
sein! Je süßlicher der Himmel — desto grausamer! So
etwas, wie ich in der Scala in Mailand 1883 bei einer
„Troubadour“-Aufführung erlebte, steht wohl als Grausam-
keit einzig da.

Ich war mit meinem Gesangslehrer, dem alten Feuer-
kopf Barelli, im Theater. Ein spanischer Tenor, Marin hieß
er, gastierte als Manrico. Gleich im ersten Akt fing das
Publikum an, über ihn zu lachen. Weder seine Persönlich-
keit, noch seine Stimme gefielen. Barelli, eine in ganz
Italien populäre Persönlichkeit, Verdis erster Rigoletto,
ein alter Garibaldianer, rückte nervös auf seinem Sessel
herum. In den Logen unterhielt sich das Publikum ganz
ungeniert. Sobald aber Leonore und Luna sangen, war so-
fort Ruhe, und beide, die allerdings großartig waren,
erzielten spontanen Beifall.

Der arme Manrico wurde wirklich immer nervöser. Als
nun der große Knalleffekt, die Stretta, näher rückte, trat mit
einem Mal, wie verabredet, Totenstille im Hause ein.
Marin, der Unglückliche, nahm sich furchtbar zusammen, und
o Wunder, die ersten Töne: „O teure Mutter, du sollst nicht
sterben!“ sang er mit bravourschem Schwung. Sofort war
die Stimmung im Publikum eine andere. Sogar ermutigende
Bravorufe erklangen. Die Damen hörten auf, sich zu fächeln
und beugten sich nach vorn, die Herren standen in den Logen
auf. Ein mehr als zweitausendköpfiges Publikum lebte dem
großen Moment, dem hohen C, entgegen!

Je näher er dem hohen C kam, desto schöner klang die
Stimme Manricos; immer näher, immer näher rückte der
Moment heran. Das Publikum war aufgeregt wie beim
Finis eines Rennens; auch der alte Barelli erhob sich, das
ganze Parterre stand auf; wieder erklangen ermutigende
Bravorufe — da zog Manrico den Degen aus der Scheide,
erhob den Arm — das Publikum hörte auf zu atmen — jetzt,
jetzt — jetzt — das hohe C! — Ein Knacks, das hohe C kippte
um! . . . Was nun kam, war furchtbar. — Für den armen
Marin und für mich, denn ich war ja nicht so vorbereitet auf
solche Szenen, wie das italienische Publikum. Eine Sekunde
Totenstille, dann brach ein Hohnlächeln aus, wie ich es
nie gehört hatte. Oben auf der Galerie machte jemand das
Umklagen des hohen C nach. Wieder brach eine Lachsalve
aus. Das Publikum rief: „Basta! Basta! Il Ballo! Il
ballo!“ Der unglückliche Manrico stürzte von der Bühne,
das Orchester brach ab, und der Vorhang fiel. Das Publikum
tobte noch minutenlang wie ein aufgeregtes Meer.

Ein anderer Kapellmeister erschien, der Vorhang ging
auf und Il ballo, das Ballett, stieg.

Der arme Marin! Wäre ihm das hohe C gelungen, er
wäre bei der Stimmung, die das Publikum während der
Stretta ergriffen — heilighellos gefeiert worden!

Man erzählt, daß in Brasilien einem Tenor als
Manrico dasselbe passiert sei, nur daß der Ausgang tragischer
war. Ein in seinem Wonneparaise der Erwartung ent-
täuschter Diktator soll seinen Revolver aus der Tasche ge-
zogen und von seiner Loge aus den Manrico einfach nieder-
geknallt haben. Nach dem, was ich in Mailand erlebt — ist
das wohl möglich . . . und — „se non e vero e ben trovato!“

Die Zechbrüder.

Chinesisches Trinklied von Li-tai-pe. Nachgedichtet
von Ludwig Lang.*)

Ich sitz' in der blühenden Laube
Im Dunkel und trinke den Wein,
Da breitet sich Helle im Garten,
Voktausend, ich bin nicht allein!
Der Mond steigt über die Dächer
Und lächelt im goldenen Schein,
Und gleich als Dritter im Bunde
Kommt zu mir mein Schatten herein.

Der Mond, der möchte gern trinken,
Da lach' ich, daß er's nicht kann,
Und gleich auch schmeichelt mein Schatten
Sich an meinen Becher heran.
Zu Hilfe muß ich ihnen kommen
Und stelle für drei meinen Mann.
Wie bald reißt Blüten und Blätter
Zusammen der Herbst, der Tyrann.

Der Mond lacht zu meinen Nidern,
Als könnt' er die Berge versteh'n,
Und an den Wänden da seh' ich
Den Schatten im Kreise sich dreh'n.
Ich glaube, ihr seid schon betrunken,
Dum wollen wir schlafen jetzt geh'n,
Und morgen abend, ihr Freunde,
Wollen hier wir uns wiederseh'n.

*) Wir entnehmen das vorstehende Gedicht mit Erlaub-
nis des Verlages Dietl und Ko. in Stuttgart der sechsten in
11. neubearbeiteten und bis auf die neueste Zeit ergänzten
Neuaufgabe von Scherr's „Illustrierte Geschichte der Welt-
literatur“. Der erste Band ist bereits erschienen.



„Wie alt bist du?“

Eine kinderfreundliche Plauderei.

Von Frida Schanz.

„Ich bin doch noch gar nicht alt! Ich bin doch noch ein ganz kleines Mädchen,“ antwortete neulich ein noch nicht dreijähriges, mir sehr liebes, geistreiches Blondinchen einer älteren Freundin ihrer Mutter auf eine der vielen törichten, mühsigen Fragen, mit denen Erwachsene so häufig fröhliche Kinder gedankenlos quälen.

Das Kind wird ja, sobald es sprechen kann, meist von seiner auf tadellose Kindererziehung bedachten jungen Mutter eindringlich gedrillt, die richtige Antwort auf die lästige Frage zu geben. Oder die Mutter gibt sie selbst lächelnd für das Kind, das selbst noch nicht zählen kann, auch nicht weiß, was ein Jahr ist und bedeutet.

„Es bin zwei Jahr!“

„Drei Jahr!“

Dieses dreijährige Kind mag, wenn ihm die Sache richtig erklärt worden ist, wohl auch allmählich den richtigen Begriff in sich formen, was drei Jahre alt sein heißt. Dreimal hat es schon den Weihnachtsbaum brennen sehen. Auf das eine Mal beginnt es sich ganz genau, auf das andere Mal vielleicht verschwommen. Dreimal ist der Osterhase gekommen. Drei Geburtstagslichtchen stecken, als ihm das neue Kittelchen, das weiße Fellhündchen und der schöne Ball beschert wurden, in seinem Kuchen. Es erinnert sich: so etwas ähnliches war schon einmal da: Mutter versichert ihm: sogar schon zweimal, — vom erstenmal wußte es nur nichts. An seinem Fingerchen macht sie ihm klar: „ein, zwei, drei Jahr ist unser Schabi jetzt“ — und ganz unvermerkt fängt sich dann wohl der richtige Begriff in den jungen Geist. — Das Kind kann schon einigermaßen mit Bewußtsein die Frage nach seinem „Alter“ beantworten. Ein ganzes Jahr lang hat es Zeit, sich die richtige Antwort einzuprägen. Dann kommt ein neuer Geburtstag mit Lichtchen und schönen Sachen; und es macht dem jungen Menschlein entschieden Eindruck, daß es nun auf einmal anders heißt: — „Vier Jahr!“ Sieh von der lange eingeübten drei zu trennen, geht aber nicht einmal so leicht.

„Ich bin drei Jahr; — jetzt aber auch schon vier,“ — antwortete ein kleiner Bursch im kinderfrohen Stadtpark vor meinem Fenster neulich mit lautstimmender fester Stimme einen fragenden Onkel.

Eine andere niedliche Antwort habe ich auf diesem meinem lieben Beobachtungsfeld ein anderes Mal gehört:

„Ich bin halb fünf!“

„Und ich bin dreiviertel sechs,“ brachte ein kleines lustiges Mädel, die sich über den Halbfrüher ein bißchen lustig machen wollte, dagegen auf.

Die wußten beide schon etwas mehr von Zahlen und Leben. Im Wettstreit bewiesen sie einander an der großen Rathausuhr, die vom ragenden Turm auf den Spielplatz herniedersteht, daß sie frühreife, geistreiche Leute waren, die lange vorm ersten Schulgang die Uhr schon kannten, mit dem Gang des großen und kleinen Zeigers wohl Bescheid wußten.

Auf den Tag genau kann so ein kleines Geisteskind an seinem ersten Schultag dem Lehrer auf die Frage: „Wie alt bist du?“ Bescheid geben. Fürchtbar wichtig und gesprächig frudeln die noch undisziplinierten Gebildeten unter den ABC-Schützen an diesem denkwürdigsten Tag ihrer Kindheit ihr Wissen heraus.

„Ich bin am 15. März 6 geworden; meine Schwester ist 8, mein großer Bruder wird am 8. August 13.“

„Herr Lehrer, nicht wahr? wenn's weiter nichts ist! Meine Mutter die ist sogar schon 25!“

„Und meine Großmutter 50, bald so viel wie 100 — —“

„Herr Lehrer, wie alt sind Sie denn?“ Durch ein energisches Ruhegehehen wird diese interessante Unterhaltung mit scharfem Schläge beendet. —

In klarer Ordnung und Zucht soll von nun an gelehrt werden. In ein paar Tagen wird nicht einer unter der kleinen Bande sein, der nicht genau weiß, was er antworten soll, wenn ein wissbegieriger Großer fragt: „Wie alt bist du?“

Große Wäsche und Reinmachen.

Waschtage haben für alle Familienglieder etwas Unge-
mütliches, aber sie sind ein unvermeidliches Übel. Sache der Hausfrau ist es, die Arbeit an diesem Tage so einzurichten,

daß sie im Haushalt so wenig Unruhe wie möglich verursacht. Dazu ist es nötig, daß alles gründlich vorbedacht wird. Nur die allernotwendigsten Hausarbeiten werden an diesem Tage verrichtet. Dazu gehört das Aufräumen des Schlafzimmers. Die Wohnung kann deshalb doch in Ordnung sein, so daß der Hausherr und berufstätige Söhne und Töchter bei der Bettkehr ihre gewohnte Ruhe finden. Alle Einkäufe müssen am Tage vorher gemacht sein, denn sie würden am Waschtage zu viel Zeit in Anspruch nehmen. Daß der Küchensettel am Tage vorher bedacht wird, ist eine Selbstverständlichkeit, ebenso, daß das Mittagessen so weit wie möglich vorbereitet wird. Dabei sei die Hausfrau darauf bedacht, nicht immer die an Waschtagen üblichen Eintopfgerichte zu kochen. Eine Waschfrau, die von einem Hause zum andern geht, wird dankbar und zufrieden sein, wenn sie andere Speisen vorgesetzt bekommt, als die üblichen. Sie arbeitet dann lieber und somit schneller, sie wird auch immer gern wiederkommen, und den Vorteil hat die Hausfrau, denn angelernte Kräfte arbeiten schneller als neue. Etwas Kompott und eine einfache Süßspeise belasten die Wirtschaftslasse nicht zu stark, geben aber dem Mittagstisch einen ganz anderen Anstrich. Beides wird am Tage vorher bereitet. Nimmt die Hausfrau außerdem eine Kochkiste zu Hilfe, so kann sie frühmorgens vorarbeiten und behält genügend Zeit, um noch bei der Wäsche zu helfen.

Ebenso unbeliebt wie der Waschtage ist bei allen Familiengliedern, besonders den männlichen, der Tag des Großreinemachens. Auch an diesem Tage kann die Hausfrau durch vernünftige Einteilung die Unruhe wesentlich verringern. Vor allem darf sie nicht alle Räume gleichzeitig vornehmen, so daß immer noch den Unbeteiligten ein gemütliches Winkeltchen bleibt. Auch hier heißt es: vorbereiten und vorarbeiten! Die Gardinen sind vorher gewaschen und etwaige Schäden ausgebessert. Die Schränke werden vorher ausgeräumt und gereinigt. Das Essen wird vorbereitet und alles Handwerkszeug durchgesehen, so daß Bürsten, Besen, Lächer, Seife, Soda, Salmiak, Putzwasser, Essig, Stahlspäne, Bohnerwachs bereit stehen. Die Teppiche und Decken werden aufgenommen. Bilder und anderer Zimmerschmutz werden gereinigt und staubförmig beiseite gestellt, so daß am Morgen das Klopfen der Decken und Reinigen des Raumes gleich beginnen kann. Auf diese Weise wird viel Zeit gespart, und die Hausfrau, deren Kraft an solchem Tage schon stark in Anspruch genommen ist, hat nicht nötig, sich abzuhängen.

Cläre Wirtia.

Die Seidenstrümpfe im Herbst.

Die neue Mode der kleinen zarten und ausgeschlittenen Halbhuhe, der seidenen Strümpfe und der kurzen Röde ist nicht gerade geeignet, den Frauen einen besonderen Schutz gegen die Unbilden der Witterung zu gewähren, wie sie der Herbst mit Kälte und Regenschauern bringt. Nichts ist bekanntlich so krankheitsfördernd wie ein nasser und kalter Fuß. Der Mann, der mit warmen Strümpfen und starken Stiefeln ausgestattet ist, denkt nur mit Schaudern daran, wie die zarter besaiteten Frauen der rauhen Witterung in ihrer düftigen und luftigen Fußbekleidung begegnen. Nun ist es allerdings den Frauen eher als den Männern möglich, sich bei sehr schlechter und kalter Witterung nicht den Erfältungsmöglichkeiten auszusetzen, da die Frauen nicht immer gezwungen sind, ohne Rücksicht auf die Witterung ihr Heim zu verlassen, wie der Mann, der seinen Geschäften nachgehen muß, ob es schneit oder regnet. Aber ein großer Teil der heutigen Frauen ist bereits wertförmig und muß auch daran denken, sich gegen die Witterungseinflüsse zu schützen. Trotzdem haben aber auch unsere jungen arbeitenden Frauen keinerlei Neigung, auf die verschönernde Wirkung des kurzen Rodes, der seidenen Strümpfe und der zarten kleinen Schuhe zu verzichten. Es wird darum für die Frauen der Hinweis von Wert sein, daß nach Möglichkeit nicht kunstseidene Strümpfe benutzt werden sollen, sondern echte Seidene, die ja auch heute nicht besonders teuer sind. Der echte Seidene Strumpf hält nämlich fast ebenso warm wie ein wollener, während der kunstseidene Strumpf den Fuß kühl hält. Wenn die Frau noch ein übriges tun und sich zwei Paar Strümpfe übereinanderziehen will, was ja bei der Zartheit der Strümpfe nicht sehr stark zur Verzögerung des Fußes beitragen dürfte, dann ist sie, soweit es möglich ist, auch gegen die Kälte geschützt, vorausgesetzt, daß der Schuh nicht nassdurchlässig ist, denn ein nasser Fuß ist immer eine Erfältungsurache, auch wenn die Frau durch zwei Paar Strümpfe gegen den kalten Wind geschützt ist.